

1. Terminologische Vorbemerkung

Der tatsächliche Sprachgebrauch verbindet den Ausdruck Sammeln mit zahlreichen Objekten: Man kann Nützliches und Wertloses sammeln. Pilze und Bierdeckel. Materielles und Immaterielles. Münzen und Erfahrungen. Belebtes und Unbelebtes. Tiere und Steine. Lebendiges und Abgestorbenes, Frauen und Schmetterlinge. Die Beziehung zwischen Sammler und Gesammeltem ist in keinem Fall vollständig die gleiche: schon ein Philatelist geht mit seinen Briefmarken anders um als ein Entomologe mit seinen Faltern. Da liegt es nahe zu vermuten, die Gleichheit des Ausdrucks, eben *Sammeln*, sei sachlich nicht zu rechtfertigen. Aber gleichwohl haben wir es bei diesen vielfältigen Verwendungen des Terminus nicht mit einer schlichten Äquivokation (Mehrdeutigkeit) zu tun. Denn hinter der Vielgestaltigkeit des Phänomens steckt doch ein gemeinsamer Sinn: Immer wird etwas zusammengetragen oder aufbewahrt, dem Vergessen oder Vergehen entrissen, immer geht es darum, eine Mehrzahl von Gegenständen der gleichen Art, die sich oft nur in - allerdings wichtigen - Nuancen unterscheiden, in seinen Besitz zu bringen oder zu speichern.

Dabei sind die Motive, die zum Sammeln führen, fast ebenso disparat wie die Objekte: man kann aus praktischer Absicht sammeln, weil man Vorräte für die Zukunft anlegen will, oder aus theoretischem Interesse. So sammelt der Numismatiker vielleicht Münzen, weil sie ihn über bestimmte Aspekte der Wirtschaft des kaiserlichen Roms oder der Frühstauer in Italien belehren; oder den Philatelisten informiert der Wechsel der auf den Marken abgebildeten Häupter über den "Decline and Fall of the German Empire". Bisweilen verquicken sich aber auch theoretische und praktische Anliegen in unentwirrbarer Weise, wie ja überhaupt der *bios theoretikos* und der *bios praktikos* im Leben schwerer zu trennen sind als in der Philosophie. Eindrucksvoller als dieser Unterschied ist möglicherweise noch der zwischen praktisch-theoretischen Motiven einerseits und ästhetischen andererseits. So ist ja eine Form des Sammelns gerade dadurch charakterisiert, daß es ihr weder um einen praktischen Nutzen noch um intellektuelle Bereicherung geht, sondern um den schlichten Genuß am Dasein der Dinge. Diese Haltung auch noch als dem *bios theoretikos* zugehörig zu erklären, würde zumindest mir als etwas gewaltsam erscheinen. Gewiß ist diese Aufzählung der Beweggründe, die zum Sammeln führen können, nicht vollständig. Es ließen sich etliche zusätzliche denken. Auch hier könnte vielleicht wieder die Frage auftauchen: Welches Motiv kennzeichnet denn im eigentlichen Sinne den 'wahren', den 'echten' Sammler? Ist nicht der 'eigentliche' Sammler nur derjenige, der die Niederungen des Praktischen - zumindest während der Beschäftigung mit seinem Steckenpferd - weit hinter sich gelassen hat und in den höheren Sphären der Bildung und der Erkenntnis weilt? Ist alles andere Sammeln nicht schnöder Utilitarismus oder gar bedenkliches Banausentum? Das Amt des Soziologen ist es - und ich scheue mich nicht zu sagen: gottseidank! - nicht, hier eine Entscheidung zu treffen. Wir nehmen die Sammler so, wie wir sie finden, und wollen versuchen, sie zu verstehen. Deshalb werden wir auch nicht das eigentliche Sammeln vom uneigentlichen unterscheiden. Uns genügt es, die Verschiedenheit der Formen, Anlässe und Motive festzustellen und womöglich deutend zu erklären. Die hoheitliche Aufgabe der Grenzbestimmung, die das Eigentliche vom Uneigentlichen trennt, müssen wir erhabeneren Disziplinen überlassen.

In diesem Aufsatz freilich will ich vor allem zwei Typen von Sammeln unterscheiden: Einmal soll das Sammeln behandelt werden, das im engeren Sinne der Bildung von Vorräten dient, und zwar praktischen wie theoretischen. Zum anderen aber möchte ich mich mit jener Art des Sammelns befassen, bei der es eben nicht - oder jedenfalls nicht primär - um Nützliches geht, wo die Gegenstände der Sammellust nicht Mittel, sondern Selbstzweck sind, die zu nichts mehr dienen, unter Umständen nicht einmal zur Belehrung, sondern einfach da sind und beglücken.

2. Sammeln und Vorratsbildung oder die soziale Vergegenwärtigung der Zukunft

Das Sammeln von Vorräten ist für alle menschlichen Gesellschaften schlechthin unverzichtbar. Die Notwendigkeit und die Fähigkeit zum Sammeln sind eng verknüpft mit der Zukunftsoffenheit des Menschen. Wie Hobbes einmal bemerkt, ist der Mensch das Lebewesen, dem schon die Möglichkeit zukünftigen Hungers gegenwärtige Angst auslöst. Diese Angst aber nötigt zum Handeln, zwingt dazu, Vorräte zu bilden und Reserven anzulegen. Das Sammeln in diesem Sinne ist eine Form der Vorsorge, die ihrerseits eine Variante der Sorge ist. Das Sammeln sichert die Zukunft durch Überschüsse in der Gegenwart und durch Verzicht. Keine Gesellschaft kann von der Hand in den Mund leben. Das Glück, im Augenblicke aufzugehen, so an ihn hingegeben zu sein, daß alle Sorge schweigt, läßt sich allenfalls im Rausch oder in der Ekstase verwirklichen. Aber schon die Erzeugung von Rauschzuständen setzt typischerweise vorgängiges Sparen, Sammeln von Ressourcen voraus. Wenn Sie sich an die Fabel von La Fontaine von der Ameise und der Grille erinnern, so läßt sich sagen, daß alle Gesellschaften auf dem Niveau der Ameisen, nicht aber dem der Grillen institutionalisiert sein müssen. Das schließt allerdings nicht aus, daß einzelne die Möglichkeit haben zu zerstreuen, was sie nicht gesammelt haben. Gesellschaften als ganze lassen sich so indessen auf keinen Fall organisieren, wenn sie auch sehr komplexe Mechanismen entwickeln mögen, die Last des Sammelns von den Schultern einiger ihrer Mitglieder zu nehmen. Die Zukunft, die zum Sammeln zwingt, ragt auf verschiedene Weise in die Gegenwart hinein. Ich möchte hier drei Formen skizzieren:

- a) Einmal meldet sich die Zukunft über erwartbare Bedürfnisse und die Unsicherheit der Mittelbeschaffung zu Wort. Wir wissen heute schon, was wir morgen brauchen, aber wir sind uns unsicher, ob wir es auch bekommen. Das Sammeln von konkreten Vorräten ist die Antwort auf dieses Problem.
- b) Aber die Situation des Menschen ist insofern komplizierter als die der Eichhörnchen, als die Art der Bedürfnisse, die auf uns zukommen, zum erheblichen Teil auch unsicher ist. Wir wissen nicht nur nicht, ob wir unseren Hunger stillen können, sondern wir ahnen oft nicht einmal, wonach es uns hungern wird. Der Grund für diese Tatsache liegt in einer anthropologischen Gegebenheit. Menschliche Bedürfnisse sind nicht artspezifisch konstant und nicht über längere Zeit invariant. Es gibt kaum instinktiv gesicherte eindeutig feststehende Befriedigungsformen für unsere Begierden. Das gilt nicht einmal für die im engeren Sinne biologisch fundierten Triebregungen und Triebziele. Aber entscheidend ist, daß diese Triebziele selbst nur einen Bruchteil unserer Bedürfnisse ausmachen. Die Schwierigkeit besteht also darin, daß uns unsere eigenen zukünftigen Begierden rätselhaft bleiben. Die Vorbereitung auf unbekannte Erfordernisse setzt folglich die Sammlung von Mitteln voraus, die hinsichtlich ihres Einsatzes eine gewisse Flexibilität haben, die - so könnte man eventuell formulieren - zieloffen sind und im Idealfall ebensowenig auf ein Ziel festgelegt sind wie unsere Triebe selbst. Sie müssen ‚Vielzweckwaffen‘ gegen die Not sein.
- c) Eine dritte Schwierigkeit für die Bewältigung von Zukunft ergibt sich daraus,

daß der größte Teil unserer Bedürfnisse nur mit Hilfe von anderen Menschen befriedigt werden kann. Sei es, daß diese das Triebziel selbst darstellen, sei es, daß sie über notwendige Mittel verfügen. Wir hängen also von anderen ab, deren zukünftige Reaktionen und Verhaltensweisen wir nur schwer kalkulieren und noch schwerer erzwingen können. Es erhebt sich folglich die Frage, wie müßten die Sammlungen aussehen, mit denen wir uns gegenwärtig auch auf unvorhersehbare Bedürfnisse vorbereiten könnten? Gibt es Mittel, uns schon jetzt gegen die zukünftige Unkalkulierbarkeit von alter ego zu wappnen? Was müßten wir sammeln, um uns auch morgen seiner Fügsamkeit zu versichern oder um doch zumindest seinen Widerstand zu neutralisieren?

Es entsteht in dieser Lage ein Bedürfnis nach generalisierten Mitteln, also solchen, die geeignet sind, verschiedene oder gar beliebige Zwecke erreichbar zu halten. Die wichtigsten bekannten Formen solcher generalisierten Mittel sind Geld, Macht bzw. Gewalt und Wissen. Es ist deshalb kein Zufall, daß die bedeutendsten Sammlungen im Kontext von Herrschaft einerseits Schatzhäuser sind, also ökonomische Liquiditätsreserven, die zugleich als Instrumente der symbolischen Demonstration sozialen Ranges dienen, andererseits aber Arsenale und Truppen, also eine Art Liquiditätsreserve der Gewalt.

Die dritte Form eines universellen Mittels, also Wissen, läßt sich ebenfalls sammeln. Schon das Individuum begegnet durch die Sammlung von Erfahrung und generalisiertem Gesetzeswissen der Unkalkulierbarkeit von anderen Menschen und der Natur und grenzt so die Unsicherheit ein. Aber es zeigt sich bald, daß diese Art von Sammlung an der begrenzten Speicherkapazität unseres Gehirns eine allzu enge Grenze findet. Die Folge ist die Suche nach Objektivierungen des Wissens in Büchern, Bibliotheken und Datenbanken oder aber im Zusammenschluß vieler Menschen als Wissensträger in Schulen, Universitäten usw. Neben den leblosen Wissensspeichern gibt es also lebendige Wissenssammlungen. Und die einen wären ohne die anderen nutzlos. Der wichtigste Mechanismus der Zukunftssicherung besteht eben in der Bildung von Traditionen, die angesichts der Endlichkeit des Lebens die virtuelle Unendlichkeit der Institutionen setzen. Gegen die *vita brevis* steht dank dieser Möglichkeiten das *Trotzdem der ars longa*. Wir können also sagen, daß die Komplexität einer zukunfts-offenen Welt durch ihrerseits immer komplexer werdende Sammlungen von meist generalisierten Mitteln teilweise gebändigt wird; nämlich

- a) durch die Sammlung von konkreten Bedarfsdeckungsvorräten. Das archaische Beispiel mag der ägyptische Joseph abgeben, der in den sieben fetten Jahren Kornspeicher für die sieben mageren füllt, das moderne die heutige Technik der Lagerhaltung, deren Rationalität freilich nicht mehr durch inspirierte Traumgesichte, sondern durch volks- und betriebswirtschaftliches Wissen befördert wird;
- b) durch die Sammlung von liquiden Tauschmitteln, für die beliebige Gegenstände eingetauscht werden können. Die vormodernen Formen sind die Schatzhäuser, die gegenwärtigen sind keineswegs die privaten Münzsammlungen, sondern die Banken (bzw. für den Privatmann: sein Konto);
- c) durch die Sammlung von Gewaltmitteln und Gefügsamkeitsbereitschaften. Auch hier sind die Arsenale die historischen Vorläufer nicht etwa der heutigen Waffensammlungen, selbst wenn jedes dort vorfindliche Stück aus einem ehemaligen Zeughaus stammen sollte. Die Nachfolger sind vielmehr jene Waffenpotentiale, wie sie die modernen Staaten in immer drastischerer Konzentration zur Verfügung halten. Selbstverständlich sind die Waffen nichts wert ohne die Heere, die *arma* nichts ohne die *viri*, ohne die Truppenansammlungen. (S.12)

d) durch die Sammlung von Wissensvorräten, Bibliotheken, Datensammlungen usw., wobei auch hier wieder den Sammlungen des objektivierten Wissens die Verfügung über die lebendigen Träger des Wissens entspricht.

3. Sammeln als Selbstzweck oder der Sammler als Ästhet

Wenn wir heute indessen von Sammlern sprechen, dann denken wir normalerweise an keinen der Typen des Sammelns, die wir bisher erörtert haben. All diesen Formen war ja gemeinsam, daß auf einen praktischen oder theoretischen Zweck hin gesammelt wurde. Das trifft aber auf den Sammler von Briefmarken oder Bierdeckeln, von Erstdrucken oder Muschelschalen, von Autographen oder Schmetterlingen, von alten Münzen oder Kirchturmhänen, alten Landkarten oder Nachttöpfen, Mineralien oder Duellpistolen usw. usw. kaum zu. Was charakterisiert diesen Typus von Sammlern? Offensichtlich sammeln sie nicht Vorräte im oben beschriebenen Sinne, selbst wenn manche der Sammelobjekte ursprünglich ganz konkrete Mittel zu ganz konkreten Zwecken waren. So dienten die Briefmarken als Nachweis für bezahltes Porto. Die Bierdeckel sollten Flecken auf dem Tisch verhindern, die Landkarten das Reisen erleichtern. Die Münzen waren Zahlungsmittel, die Kirchturmhäne Orientierungshilfen usw. Aber die jetzigen Sammler haben natürlich nichts weniger im Sinne als die Verwendung ihrer Sammelobjekte zu ihren ursprünglichen Zwecken. Der Briefmarkensammler zum Beispiel denkt natürlich nicht daran, etwa ungestempelte Marken, die er sammelt, auf Vorrat zu halten, um später einmal damit einen Brief zu frankieren. Der primäre Verwendungskontext spielt für ihn keine Rolle mehr. Das Gleiche gilt allerdings auch vom Alteisen- oder Lumpensammler. Auch sein Interesse an den Objekten seines beruflichen Sammelns hängt nicht mit deren ursprünglicher Verwendung zusammen. Sein Interesse reduziert zum Beispiel alle Gegenstände auf den Rohstoff, aus dem sie stammen. Jedes Kleid ist ihm Stoff. Öfen und alte Fahrräder, Bügeleisen und ausgediente Schreibmaschinen verlieren für ihn jede Erinnerung an Wärme und Bewegung, Bügelfalten und Geschäftsbriefe. Sie sind unterschiedslos für ihn Metall. Der Vergleich zwischen dem Alteisen- und dem Briefmarkensammler macht aber doch bei aller Ähnlichkeit, die sich in der Abstraktion vom ursprünglichen Zweck zeigt, einen fundamentalen Unterschied deutlich. (Ich hoffe, dieser Hinweis kommt nicht zu spät für die anwesenden Briefmarkensammler, die mir möglicherweise diese klassenkämpferische Egalisierung mit den Lumpensammlern nie mehr verzeihen.) Der Lumpensammler ist an seinen Sammlungen nicht als solchen interessiert. Sie sind ihm Mittel für andere Zwecke. Er will sie verkaufen an Leute, die daraus neue Gegenstände produzieren, die dann ihrerseits wieder bestimmten Funktionen dienen: Aus den gesammelten Schwertern werden vielleicht Pflugscharen, aus den Vorderladern Kirchenglocken. Der Briefmarkensammler hingegen löst die Gegenstände seines Sammlerfleißes völlig aus der Sphäre des Gebrauchs. Nicht nur sollen die Briefmarken nie wieder auf Postkarten geklebt werden, sie sollen auch nicht etwa als Altpapier einen Beitrag beim recycling kostbarer Rohstoffe leisten. Aus einem ursprünglichen Mittel werden sie zum Selbstzweck. Aus einem nützlichen Gegenstand zum Objekt interesselosen Wohlgefallens.

Alles Sammeln im jetzt erörterten Sinn hat es also mit jener Demontage zu tun, die in der Herauslösung von Stoffen aus ihrem ursprünglichen Kontext besteht. Der Sammler, um den es uns geht, zeichnet sich aber zusätzlich dadurch aus, daß er die aus ihrer primären Funktion herausgelösten Objekte nicht einfach umschmilzt, um sie einer neuen praktischen Verwendung zuzuführen. Darin unterscheidet sich der Sammler vom Bastler. Auch dieser sammelt unter Umständen zahllose Gegenstände, aber stets in der Absicht, sie irgendwann praktisch verwerten zu können, sei es in direkter

Wiederverwendung, sei es durch Umfunktionierung. Der Sammler aber löst die Gegenstände aus der Verkettung von Mittel-Zweck-Beziehungen. Aus einem Gebrauchsgegenstand wird ein Anschau-Objekt. Man könnte nun einwenden, auch der Briefmarkensammler sei ein so reiner Ästhet nicht, wie es hier behauptet wird. Auch er sammle vielleicht in der Hoffnung auf späteren Gewinn beim Wiederverkauf seiner Sammlungen. Ständig erzählen einem ja Sammler aller Art, wie billig sie aufgrund ihres einmaligen Spürsinnns etwas erworben haben und wie enorm die Wertsteigerung inzwischen sei. Auch der Sammler kann also ökonomisch interessiert sein.

Demgegenüber aber ist zu sagen: Wenn das Interesse am Verkauf tatsächlich dominant wird, handelt es sich eben um das Sammeln im Sinne des vorigen Kapitels, nicht aber um jenes zweckfreie Sammeln, das wir jetzt thematisieren. Freilich zeigt das Beispiel, daß die Übergänge fließend sind und daß der eine Typ des Sammlers sich oft in den anderen verwandelt. Ohne Zweifel aber kann der Sammler von Briefmarken sich nur dann in einen ökonomisch denkenden Anleger von Kapital zurückverwandeln, wenn zumindest der ins Auge gefaßte Letztabnehmer die Briefmarken als Selbstzweck ansieht, an denen er sich erfreut oder die ihn bilden. Zumindest also muß er zur Briefmarke ein außerökonomisches Verhältnis haben. Wer die blaue Mauritius als ein Stückchen Papier ansieht, das nicht einmal mehr als Briefmarke verwertbar ist, ist jedenfalls als 'Endverbraucher' einer Briefmarkensammlung unvorstellbar. Und ähnlich geht es mit allen anderen Typen von Sammlern. Dabei ist es natürlich denkbar, daß die Sammelobjekte auch jenseits des Kontextes, in dem der Sammler sie schätzt, einen Funktionswert haben, wie etwa beim Sammeln von Goldmünzen - aber das ist erstens nicht prinzipiell erforderlich und zweitens ist der Sammelwert weithin unabhängig vom Wert, den die Gegenstände hätten, gäbe es keine Sammler. Wir können nun also den Sammler, (S.13)

um den es uns hier geht, versuchen zu definieren: Als Sammler gilt uns der, der entweder sonst wertlose Gegenstände als solche als Gegenstand der Betrachtung oder auch bloß aufgrund der Freude an ihrem Besitz sammelt oder der Gegenstände, die auch sonst eine Gebrauchsfunktion hätten, aus diesem Kontext endgültig befreit und sie ohne die ernsthafte Absicht, sie in diesen Kontext zurückzuführen, hortet. Ein Büchersammler zum Beispiel wäre in unserem Sinne nicht jeder Gelehrte, der eine große Bibliothek unterhält, weil er die Bücher zu seiner Arbeit braucht. Der hier gemeinte Büchersammler benutzt nicht eigentlich Bücher, sondern freut sich an ihrem Dasein (ein wirklicher Bibliophiler natürlich nur dann, wenn dem ein schönes Sosein entspricht). Daß er die Bücher auch liest, ist für den idealtypischen Büchersammler fast schon die Ausnahme, ja eine Entweihung, er streichelt sie, allenfalls blättert er vorsichtig in ihnen. Das, was Kant als ethische Maxime für den Umgang mit Menschen aufstellt, daß man sie nicht als Mittel zum Zweck benutzen soll, das gilt dem Sammler auch für seine Sammlungen. Die Benutzung hat fast schon den Charakter des Sakrilegs, wenn auch die Möglichkeit der Benutzung oft die *conditio sine qua non* für den Sammelwert ist. Die gelegentliche Benutzung (also bei einem Buch: die Lektüre) hat dann nicht den profanen Charakter der Anwendung eines Mittels zu Erfüllung eines Zweckes, sondern eher den einer rituellen Begehung eines Festaktes - oder des körperlichen Vollzugs einer eigentlich 'geistigen' Liebe. Gewiß gibt es hier 'fließende' Übergänge. Wer eine Sammlung von alten Burgundern anlegt, wird vielleicht gelegentlich eine Flasche öffnen. Aber je mehr er Sammler ist, desto mehr gerät die Freude am köstlichen Tropfen in Widerstreit mit dem Gefühl des Verlusts, den der Genuß der Sammlung zufügt. Bisweilen - etwa bei einer Pfeifensammlung - wird auch kein direkter Widerspruch zwischen Sammlung und Benutzung erlebt. Man konnte ja jede Pfeife rauchen,

ohne ihr zu schaden, aber hier wird aufgrund der großen Zahl der zum Rauchen verfügbaren Pfeifen schon bald die Zahl der wirklich benutzten die der benutzbaren überwiegen. Die vielleicht drastischste Form des Sammlers mag an der Gestalt des Geizigen illustriert sein, wie ihn Molière darstellt. Derjenige, der Geld sammelt, nicht spart, macht eben den Besitz jenes Mittels zum Zweck, dessen Wesen eigentlich darin besteht, Sein für Anderes zu sein. Das Mittel schlechthin, insofern es Mittel für alles oder doch für alle Waren ist, wird hier zum höchsten Zweck. Damit ist nicht die ökonomisch in Grenzen rationale Liquiditätspräferenz gemeint, sondern jene eigentümliche Verliebtheit in den Geldschatz. Die Doppeldeutigkeit des Wortes Schatz (ähnlich übrigens auch in anderen Sprachen zum Beispiel *tesoro*, *treasure*) deutet hier wie sonst etwas Wichtiges an: Ein Sammelobjekt wird das, wenn es als solches erotisch besetzt wird, ohne Rücksicht auf konkrete Käufe. Immerhin bleibt die Möglichkeit dieser Käufe präsent. Aber das eigentümliche Glücksgefühl des Schatzbildners ergibt sich gerade daraus, daß die Möglichkeit unzähliger Käufe, die natürlich nur so lange besteht, wie auch nicht eine verwirklicht wird, erhalten bleibt.

Wie kommt es zu dieser Möglichkeit, Mittel in Zwecke zu verwandeln, aus nützlichen Gegenständen Lustobjekte oder Objekte des interesselosen Wohlgefallens zu machen? Wie vollzieht sich diese Transposition von Dingen aus dem pragmatischen in einen ästhetischen oder erotischen Kontext? Der letzte Grund für diese Verschiebung liegt in dem eigentümlich profusartigen (wandelbaren) Charakter der menschlichen Antriebe und Triebziele, der Nietzsche zu der Feststellung veranlaßte, der Mensch sei das nicht festgestellte Tier: Für den Menschen liegt nicht von Natur aus fest, was Mittel und was Zweck seines Handelns ist. Es gibt keine artspezifisch konstanten Befriedigungsformen. Sigmund Freud hat den gleichen Zusammenhang in seiner Theorie von den menschlichen Tribschicksalen zu fassen versucht. Die „polymorphe Perversität“, von der Freud spricht, meint, daß „von Natur“ nicht festliegt, welche Erlebnisse als erotisch befriedigend empfunden werden. Der Fetischismus zum Beispiel wäre im Bereich des Sexuellen eine solche Verschiebung von Mittel und Zweck. Arnold Gehlens Kategorie der „Umkehr der Antriebsrichtung“ steht im gleichen Erklärungskontext. Er meint damit ein Verhalten, das die Veränderung des eigenen Innenzustandes, der eigenen Bewußtseins- oder Antriebslage erstrebt . . .“ Bei dem hier besprochenen Phänomen handelt es sich nämlich darum, daß ein ursprünglich auf ein äußeres Handlungsziel geordnetes Mittel nunmehr als solches Auslöser für Glücksgefühle wird. Diese Auslöser selbst können dann durchaus zweckhaft aufgesucht werden. Aber ihre Bedeutung hat sich geändert. Bereits La Rochefoucauld hat diese anthropologische Einsicht deutlich formuliert: „La félicité est dans le gout, et non pas dans les choses; et c'est par avoir ce qu'on aime qu'on est heureux, et non par avoir ce que les autres trouvent aimable.“

Der Sammler hat eine besonders große Affinität zur Kunst, ja er erzeugt im eigentlichen Sinne Kunst. Das mag paradox erscheinen. Denn ist die Erzeugung von Kunst nicht das Privileg des schaffenden Künstlers? Ist der Sammler nicht bestenfalls Konsument oder Rezipient, Käufer oder Besitzer von Gegenständen, die auch ohne die Tätigkeit des Sammlers Kunst wären? Ja und nein! Wenn man die Kunst nicht aus objektiven Eigenschaften der Kunstprodukte, der Bilder, Statuen usw. ableitet, sondern aus ihren Wirkungen, dann ist eine der wesentlichen Voraussetzungen dafür, daß etwas Kunst ist, seine soziale Anerkennung als solche. Oder anders formuliert, das ästhetische Erlebnis des Kunstbetrachters ist dann das Entscheidungskriterium. Kunst wird dann von einer Dingeigenschaft zu einer Beziehungsqualität. Wenn etwa dieses ästhetische Erlebnis im kantischen interesselosen Wohlgefallen bestünde, den ein Gegenstand in uns auslöst, dann könnte man wohl auch sagen, daß nur durch dieses (S.14)

Wohlgefallen etwas zur Kunst wird. Nun erfahren wir aber gerade in der Gegenwart besonders drastisch, daß keineswegs dieselben Gegenstände bei allen Menschen die gleichen ästhetischen Empfindungen auslösen. Die Auslösbarkeit solcher Regungen scheint im Gegenteil viel stärker gruppen- als gegenstands-(bzw. werk-)abhängig zu sein. Kunst wäre also immer: Kunst für jemanden. Eine der zentralen Aufgaben der Kunstsoziologie besteht dann gerade darin herauszufinden, welche Gruppen welche Gegenstände als Kunst wahrnehmen. Dabei wird man 'natürliche' Eigenschaften des Kunstwerks nicht außer acht lassen dürfen. Denkbar wäre ja, daß bestimmte Gegenstandsmerkmale anthropologisch universale ästhetische Reize ausstrahlen. Aber ebensowenig wird man die Wahrnehmungsgewohnheiten, die ästhetischen Traditionen, die Geschmackskriterien, die Erfahrungslage, die Bildung usw. der Rezipienten als Korrelat des Kunstwerks vernachlässigen dürfen. Der Einwand gegen einen solchen Kunstbegriff liegt natürlich auf der Hand. Er abstrahiert von dem jenseits aller Wirkung dem Kunstwerk inhärenten Anspruch und Rang. Der Vorwurf Adornos: „Wenig hat zur Enthumanisierung so viel beigetragen wie der an der Vorherrschaft der schaltenden Vernunft gebildete, allmenschliche Glaube, geistige Gebilde empfangen ihre Rechtfertigung nur, insoweit sie für anderes da sind“, trifft vielleicht auch unsere Definition. Indessen geht es hier ja nicht um Rechtfertigung von Kunstwerken oder um ihre Ablehnung, sondern um die Behauptung, daß der Kunstcharakter des Kunstwerks nicht unabhängig von der Beziehung auf die Rezipienten bestimmt werden kann: selbst wenn diesen selbst verborgen ist, daß sie es sind, die einen Gegenstand zum Kunstwerk "erheben". Ähnlich wie nach Marx der Wert einer Ware keine dieser inhärente Eigenschaft ist, obwohl es aufgrund der Fetischisierung so scheint. Doch zurück zum Sammeln! Wir sagten, daß der Sammler sonst wertlose Dinge zu Selbstzwecken mache beziehungsweise Gebrauchsgegenstände des alltäglichen Lebens zu funktionslosen Korrelaten interesselosen Wohlgefallens umdefiniere. Wir können jetzt folglich auch sagen, die Sammler hätten eine Art Midasfähigkeit: sie verwandeln (jedenfalls bisweilen) Alltägliches in Kunst. Der Sammler, der Blechdosen sammelte, Bierdeckel oder Ofenrohre, hat eigentlich längst vorweggenommen, was in der nun schon nicht mehr ganz so modernen Kunst solchen Aufruhr erregte. Wenn Andy Warhol als Leitsatz seiner Kunst verkündet: "Everything ist beautiful", dann ist damit gemeint, daß man alle Gegenstände so betrachten kann, daß sie als bloße Objekte der Betrachtung thematisiert werden. Dazu muß man sie freilich aus ihren gewohnten Funktionsumgebungen herauslösen. Die berühmt-berüchtigte Badewanne des Herrn Beuys wird in der Tat dadurch zur Kunst, daß sie aufhört, zum Baden von Kindern genutzt zu werden. Als Museumsstück, als Sammelobjekt also, wird sie, was sie sonst nie hätte werden können. Das Neue an der modernen Kunst ist lediglich die Direktheit, mit der die Umfunktionierung von Gegenständen des Alltags in Sammelobjekte durchgeführt wurde. Auch die Niederländer, wenn sie ein Stilleben malten, haben sich des gleichen Mechanismus bedient, freilich nur sehr viel vermittelter. Aber auch sie haben etwa einen Apfel oder eine Traube aus einem Eßzeug in einen Gegenstand der Betrachtung verwandelt. Diese Verwandlung selbst ist aber nicht an die virtuose Malkunst etwa der Niederländer gebunden, jedenfalls nicht prinzipiell. Man mag zwar der Meinung sein, eine Verwandlung von Früchten oder Gemüsen in Malerei, wie sie Aelst, Beuckelar, Metsu oder Snyders gelungen ist, sei der Ausstellung von Gemüsesuppendosen in jedem Falle vorzuziehen. Dazu habe ich zwar auch ein privates Werturteil, das ich aber wegen der möglichen Rückschlüsse auf meinen reaktionären Kunstgeschmack nicht äußern möchte. Als Soziologe jedenfalls kann ich zunächst nur feststellen, daß die ästhetische Transformation sowohl durch malerisches *Darstellen* von Alltagsgegenständen möglich ist, wie durch blosses *Hinstellen* dieser Gegenstände in *Ausstellungsräume*. Ich will nicht

soweit gehen zu behaupten, heute sei das Darstellen durchs Hinstellen ersetzt worden. Aber immerhin kann man doch sagen, daß früher wohl eher Darstellungen Anlaß zum Sammeln waren, wohingegen heute durch die bereits existierenden institutionalisierten Sammlungen bloßes Hinstellen Darstellungswirkungen hat. Wie dem auch sei: Eigentümlich für den Sammler ist jedenfalls, daß er Gegenstände wie Darstellungen behandelt.

4. Die Sammler und ihre soziale Organisation

Bislang war ausschließlich vom Sammler im Singular die Rede. Vom Plural sprachen wir nur im Zusammenhang mit den Objekten des Sammelns. Das war natürlich eine grobe Verkürzung. Für den Soziologen jedenfalls wäre der Sammler kein Objekt, wenn es nicht auch ihn im Plural gäbe. Kein Sammler sammelt allein. Er ist stets auf Mitsammler bezogen. Schon die Definition der Sammelwürdigkeit eines Gegenstandes läßt sich kaum von einem einzelnen über längere Zeit durchhalten. Daß der Sammler von Bierdeckeln sich nicht als Geisteskranken empfinden muß, den man günstigstenfalls belächelt, verdankt er der Tatsache, daß es andere Menschen gibt, die ihn im Gefühl bestärken, daß es sinn- und wertvoll ist, Zeit, Energie, Geld und Liebe an Bierdeckel zu verschwenden. Ohne Mitsammler bliebe die Welt des Sammlers eine Konstruktion, die ihres Wirklichkeitscharakters kaum gewiß wäre. Friedrich H. Tenbruck hat diese Abhängigkeit des Realitätsgehaltes unserer Vorstellungen von sozialer Bestätigung besonders eindringlich aufgezeigt. Er wies darauf hin, ..daß der Mensch für die Realität seiner Vorstellungen und Emotionen weitgehendst auf die sozialen Gruppen angewiesen ist. So wie das Kind zum Erwerb geformter Vorstellungen und Empfindungen der menschlichen Gruppe bedarf, so bedarf der Erwachsene ihrer, um sich der Realität seines Bewußtseins zu versichern. Je weniger konkret die Gegenstände von Bewußtseinsinhalten sind und je weiter diese von der formlosen und impulsiven Basis individuellen Erlebens entfernt liegen, das heißt, je stärker sie kultureller Erwerb sind, um so mehr ist ihre Realität in der Gruppe investiert. (S.15)

Ihrer Wirklichkeit versichert sich der Mensch indem er die mit ihnen gesetzten Formen sprachlich, emotionell, vorstellungshaft und in Handlungen am Gegenüber erlebt, und diese wiederholt und vorhersehbar zu erleben und mitzuteilen sind. Die soziale Realität vertritt die objektive Realität. Der Sammler sieht in den Gegenständen etwas, das der Profane in ihnen nicht sieht. Die Differenz zwischen der Definition, die dem Kosmos des Sammlers zugrundeliegt, und der Auffassung des Außenstehenden entspringt einer spezifischen Bedeutungsinvestition. In dem Maße, wie diese sich nicht anthropologisch zwingend ergibt oder durch Wirklichkeitsverständnisse der Gesamtkultur abgesichert ist, bedarf sie der Bestätigung durch die Sammlergemeinde. So wie keine Religion ohne Kirche, so auch kein Sammler ohne eine Gemeinschaft von Gläubigen. Der einfachste Fall ist tatsächlich der vereinsmäßige Zusammenschluß von Sammlern. Der Verein ist dann das Forum, auf dem die eigene Sammlertätigkeit sich tauschend, kritisierend und bewundernd entfalten kann. Hier werden neue Rangordnungen gebildet, die etwa nach der tätigkeitsspezifischen Kompetenz oder nach Besitz formiert sein können. So kann zum Beispiel die Geltung des einzelnen Entomologen davon abhängen, was er über Schmetterlinge weiß, oder davon, wieviele und welche er sein eigen nennt. Ähnlich wie andere Hobbys Vereinsgründungen nach sich ziehen, so auch das Sammeln. Je nach Spezialität und Verbreitung des Hobbys beschränkt sich die Organisation auf eher lockere gelegentliche lokale Kontakte. Oder aber es werden überregionale, ja übernationale Organisationen aufgebaut. Zeitschriften entstehen. Märkte und Tauschsysteme entwickeln sich. Es kommt zu hobbyspezifischen Angebots- und

Nachfragerelationen, die eine eigene Welt von Knappheiten erzeugen. Je nach der Zahl der Sammler lohnt es sich, vom einfachen Naturaltausch zur Geldwirtschaft überzugehen. Es gibt unentwickelte Sammelformen, in denen der Markt nur Endverbraucher verknüpft, wo man etwa Doppalexemplare eintauscht. Es gibt aber auch hochdifferenzierte Sammlerbranchen, wo neben dem Hobbysammler der vollprofessionalisierte Händler steht. In welchem Verhältnis das Sammelobjekt immer zur Glücksfindung des Sammlers stehen mag, die Kommerzialisierung bleibt nicht aus. Warum sollte es auch den Objekten der Sammlerlust anders gehen als anderen Erzeugnissen des Geistes?

5. Der Sammler und die Lust an der Vermehrung seiner Objekte oder Sammeln und Erotik

(mit einem Exkurs über Casanova und das Museum als Haus der ästhetischen Freuden)

Wir haben bis jetzt vermieden, ein für alles Sammeln ganz charakteristisches Moment zu behandeln. Der Sammler hält es mit seinen Objekten wie Mephisto mit den Frauen: „Ich sage Frauen; denn ein für allemal Denk' ich die Schönen im Plural". Und so wie die herbe Kritik Fausts an solcher Einstellung: „Schlecht und modern! Sardanapal!" nicht den Teufel, so würde ein ähnlicher Vorwurf auch nicht den Sammler umstimmen können. Es ist für ihn wesentlich, daß er nicht nur ein Objekt besitzt, sondern viele, immer mehr. Vielleicht ist es gestattet, an dieser Stelle einen kurzen Exkurs über Casanova als Sammler einzuschieben. Das Recht dazu scheint mir in zwei Gründen zu liegen, einmal darin, daß die Sammelobjekte *jeden* Sammlers für ihn lustbesetzt sind, andererseits darin, daß bei keinem Sammler ein einziges Sammelobjekt seine jeweilige erotische Besetzung zu monopolisieren vermag. Wer selbst nicht sammelt, fühlt sich angesichts solcher Manie oft peinlich berührt. Ja, selbst dem, der etwa Bilder sammelt, gilt zumindest der, der Bierdeckel oder Briefmarken sammelt, als unverständlich, fast wie jemand, der unter einem krankhaften Wiederholungszwang steht. Umgekehrt kann das Sammeln gerade erhabener und bedeutender Kunstwerke, gar ihre Zur-Schau-Stellung im Museum, dem Rang jeden einzelnen Werkes als eigentümlich unangemessen scheinen, ebenso wie einem Liebenden Casanova ewig unverständlich bleiben müßte. Vielleicht sollte man hinzufügen, wenn es einen Liebenden gäbe, so wie ihn der zumindest seit dem 17. Jahrhundert gängige Code d'amour beschreibt: für ihn dürfte ja der Singular nicht Resignation bedeuten, sondern Erfüllung. Im Plural dürfte nicht einmal ein Gran von Verlockung liegen. Tatsächlich scheint es aber doch so zu sein, daß die mit der Liebe gegebene Verheißung sich nur zu oft nicht erfüllt. Derjenige, dem der Augenblick, zu dem man sagte: „Verweile doch! Du bist so schön", den Gefallen täte und bliebe, würde sicher schon bald spüren, wie schnell auf Dauer gestelltes Glück dem Gratifikationsverschleiß verfällt. Wo Lust nicht nur Ewigkeit will, sondern zumindest ihren irdischen Abglanz, lebenslange Dauer, erreicht, scheint dies nur möglich aufgrund des Wechsels der Objekte. Doch hier stock ich schon. Wäre der Wechsel der Reize nicht vereinbar mit dem Festhalten des gleichen Objektes, das freilich so vielgestaltig sich zeigt, daß es sich immer neu präsentiert? Der Grund solcher Unerschöpflichkeit der ästhetischen oder erotischen Attraktivität läge entweder in der Komplexität des Stimulus oder aber in der des korrespondierenden Bewußtseins, dessen schöpferische Phantasie selbst dem Unwandelbaren stets neue Perspektiven abgewönne: Kreativität der Rezeption (Nous Poiätikos). Wer nur eine Geliebte hätte, ohne zu resignieren, hätte also in Wirklichkeit viele, sei es weil er selbst in der gleichen alle sähe oder umgekehrt, weil diese stets eine andere wäre. Die Alternative zu Casanovas makrokosmischem erotischen Sammlertrieb bestünde dann in einer gleichsam mikroskopischen

Fähigkeit, die den Makrokosmos im Mikrokosmos erlebt. Die Wiederholung scheint eine Ersatzform von Dauer zu sein. (S.16)

Der Sammler neigt zur Wiederholung aus dem gleichen Grund, wie jede erotische Besetzung von Objekten deren wiederholte Inbesitznahme anspricht. Dem damit ein hergehenden Gratifikationsverfall scheint man nur dadurch entgehen zu können, daß das Objekt sich wandelt. Es wird normalerweise nicht schlechthin durch etwas anderes ausgetauscht (etwa Briefmarken durch Bierdeckel), sondern durch individuelle Variation des gleichen Typus als Einheit von Mannigfaltigkeit oder vielfältige Einheit erfahrbar gemacht. Je nach Sensibilität des liebenden Betrachters oder nach innerer Komplexität des Gegenstandes allerdings braucht es nicht des Plurals von Gegenständen. Die Wiederholung erfährt Abwechslung genug aus der inneren Vielfalt des Objekts oder der Beziehung zu ihm. Dann gilt: Denn zwei Liebende sind füreinander ein versammelt Volk. Wenn dies gegeben ist. wäre ein Wechsel des Objekts schmerzhaft und widersinnig. Freilich, die Parallele zwischen Casanovas Sammeltrieb und dem hier behandelten Sammler scheint ihre Grenzen zu haben. Das eigentlich erstaunliche Phänomen an Casanovas Erotomanie ist ja nicht die Vielzahl von Eroberungen. Übrigens ist sie gar nicht so groß (von Bettina, seiner ersten Eroberung im Jahre 1735, bis zur letzten, von der Casanova uns berichtet, im Jahre 1774. waren es 122, also etwa 3 pro Jahr). Nein, das, was Casanova vom Sammler trennt, ist die Leichtigkeit, mit der er die erotische Besetzung von jenen Eroberungen abzieht, seine Fähigkeit, Frauen aufzugeben: „Le temperament sanguin me rendit tres sensible aux attrails de la volute: j'étais toujours joyeux et toujours disposé à passer d'une jouissance à une jouissance nouvelle, en même temps que j'étais fort ingenieux à en inventer. C'est de là que me vint sans doute mon inclination et ma grande facilité à les rompre . . .“

Anders auch als ein wirklicher Sammler, dem es ja um maximale Vielfältigkeit geht, scheint Casanova - dürfen wir in diesem Punkte Henri de Regnier und Eugène Marsant glauben - eine extreme Präferenz für junge Mädchen unter 20 und für Brünette gehabt zu haben. Auch hierin übrigens im Gegensatz zu Don Giovanni, dessen erotische Sammelleidenschaft sich ja auf „contadine, cameriere. cittadine. . . contesse. baronesse. marchesine. principesse“ kurz auf „donned'ogni grado. d'ogni forma, d'ogni età“ erstreckte, wenn freilich auch er von sich sagen läßt: „Sua passion predominante e la giovin principiante“ und die Eroberung älterer Damen vor allem macht „per piacer di porle in lista“. Aber vielleicht gilt hier - und das würde die Differenz zum Sammler wieder aufheben - ganz generell, daß nicht Frauen gesammelt werden, sondern Erfahrungen. Es werden nicht die verführten Mädchen geliebt, sondern die Liebe zu ihnen ist Gegenstand der Liebe. Die Casanovasche und die Don Giovannische Liebe sind reflexiv im Sinne Luhmanns: Liebe des Liebens. Es werden dementsprechend zwar Beziehungen aufgegeben, nicht aber Erlebnisse. Diese werden gerade gespeichert, sei es im Register des Leporello, sei es in den Memoiren Casanovas, wo die Generalbeichte als Katalog fungiert. Die Flüchtigkeit des Augenblicks und alle erotische Treulosigkeit würden durch Dauer und Treue des Gedächtnisses kompensiert. Die eigentliche Sammlung Casanovas wären dann nicht die von ihm eroberten Frauen, sondern seine Erinnerungen: Biographie als Sammlung oder Sammlung als temps retrouvé. Lassen Sie mich noch einmal von der Liebe zurück zur Ästhetik, von der glücklichen Ehe zum Museum! Gerade der Rang des Einzelkunstwerks macht den Wechsel von einem zum anderen problematischer als den von einer Briefmarke zur anderen. Hier liegt die ästhetische und erotische Crux des Museums. Das Problem der Museen hat Paul Valéry eindrucksvoll dargestellt. Es hängt eben mit jenem Charakter des Sammelsuriums zusammen, den auch die bestgeordneten Sammlungen für eine sensible Seele nie verlieren, der Valéry bestimmt zu sagen: „Je n'aime pas trop les musées“. Immerhin

spricht er wohl vom Louvre. wenn er meint: „Un buste éblouissant apparait entre les jambes d'un athlete de bronze . . . Je suis dans un tumulte de creatures congelees, dont chacune exige, sans l'obtenir, l'inexistence de toutes les autres. Et je ne parle pas du chaos de toutes ces grandeurs sans mesure commune, du mélange inexplicable des nains et des geants, ni même de ce raccourci de l'évolution que nous offre une telle assemblée d'êtres parfaits et d'inachevés, de mutilés et de restaurés.,de monstres et de messieurs . . .“

Das Fragwürdige, ja Empörende des Museums liegt für Valéry schon darin. daß hier ein Zusammenhang durch pure Nachbarschaft hergestellt wird, der vom Gehalt der Werke sich ausschliesse. Mehr noch aber beunruhigt Valery. daß der Anspruch gerade der schönsten Werke darin besteht, keine Götter neben sich zu dulden. Sie verlangen die ungeteilte Aufmerksamkeit des Betrachters („indivisible attention"). (S.17)

(2 Seiten fehlen noch)